

Radek Fridrich

In Quarantäne

Erinnerungen

Es ist der 3. März 2020, ich stehe in Wien an der Ecke Wiedner Hauptstraße und Laurenzgasse, schaue in den dritten Stock des Mietshauses Eichenhof, in dem ich vor einem Vierteljahrhundert gewohnt habe, es regnet leicht. Während kleine Regentropfen auf meine zusammengekniffenen Lider fallen, stürmen unaufhaltsam Erinnerungen an mein Auslandssemester auf mich ein: die Wiener Universität, Prof. Dengler-Schmidt, meine Freundin Kateřina, das Germanistik-Studium, die gelesenen Bücher, die Corn-Flakes zum Frühstück, die großen Tassen weißen Kaffees, das Kleben von Collagen auf Pappen, die ich aus Mülltonnen an Supermärkten holte, der Stephansdom und die geheimnisvollen Gassen ein Stück weiter, die Briefe, die meine Mutter von zu Hause schickte, Otto Wagner und seine Pavillons, der Stadtpark und die Spaziergänge in ihm, die Studentenproteste, die Kurden-Streiks am Volksgarten, das Nibelungenlied, dem ich vom obersten Rang der Wiener Oper lauschte, die Fahrten in den roten Straßenbahnen, die Stimme, die Karl-Renner-Ring sagte, die Besuche der Fast Food-Lokale, die unendlichen Streifzüge durch das Stadtzentrum, Wochenendausflüge auf den Kahlenberg (jedes Mal muss ich hier an das gleichnamige Gedicht des tschechischen Dichters Josef

Svatopluk Machar denken), die ersten Originale von Gustav Klimt und Egon Schiele, die ich im Schloss Belvedere sah; die Kafka-Tagebücher, die ich las; die Musik der amerikanischen Bands Dinosaur Jr., Mudhoney und Soundgarden, das Kochen von Bohnen mit Chili-Sauße, der ganz eigene Geruch des Flurs im Eichenhof, die schwarzen Knöpfe des Fahrstuhls, der Mief aus der Gemeinschaftsküche, die Angst, direkt nach jemand anderem auf die Toilette zu gehen, die Putzfrauen mit den riesigen Besen, die die Kippen wegfegten, welche die Studenten in die Universitätsflure geworfen hatten, und *Alte Meister*, das erste Buch, das ich von Thomas Bernhard las.

Kaffeehäuser

Aber es ist nicht die Zeit für Erinnerungen, es ist die Zeit, um Wien neu zu genießen, etwaige Veränderungen zu entdecken. Vierzehn Tage habe ich für die Stadt. Als Lehrer der medizinischen Mittelschule Děčín bin ich zu einem Erasmus+ Austauschpraktikum mit meinen Schülern hier, die jeden Tag in einem Seniorenheim arbeiten, meist kommen sie erst gegen Abend zurück und so habe ich Zeit für die Stadt.

Diese freien Stunden will ich stillen und melancholischen Streifzügen durch die Kaffeehäuser widmen, möchte die Spuren meiner Schritte von damals neu entdecken, die Orte anschauen, an denen früher immer bedeutende Künstler saßen. Natürlich muss ich in die Ausstellungen, in die Albertina, ins Mumok, und nach Jahren das Hundertwas-

serhaus und das Kunsthaus Wien besuchen. Aber mein Hauptziel sind die Cafés, diese kleinen Inseln gedämpfter Gespräche.

Der erste ganz unerwartete Tipp, den ich von einer rumänischen Tutorin bekam, war das Justizcafé im obersten Stockwerk des Justizpalastes mit einem atemberaubenden Ausblick auf die ganze Stadt, der durch mehrere gelbe Dreharme von Kränen leicht verunstaltet war, die auf dem nahegelegenen Parlament verschiedene Steinblöcke versetzten. Der Gesamtcharakter des Gebäudes, vor allem sein Treppenhaus und die Eingangshalle, wirkten auf mich wie eine Begleit-Fotografie zu Kafkas Prozess, vielleicht nur mit dem Unterschied, dass im Gebäude die ganze Zeit über gähnende Leere herrschte (bis auf den Wachdienst, der mich nach einer Kontrolle hineingelassen hatte).

In das Kleine Café ging ich ganz gezielt, ich glaube, dass die Schriftstellerin Elfride Jelinek früher immer hierher kam. Neben dem reizvollen Ausblick auf eine Franziskanerkirche und einen kleinen Platz mit Brunnen, erlebte ich hier den seltenen Augenblick, dass es nicht viele Gäste gab und der ältere Kellner in einem gemusterten Hemd alte Bluesmusiker auflegte und dann am Eingang eine Selbstgedrehte rauchte, er hatte meine unverhohlene Sympathie.

Im Café Hawelka aßen viele Leute. Hier bewundere ich die angestaubte Atmosphäre. Die Vorstellung, dass die Leute vielleicht fünfzig Jahre lang jeden Tag hierher kommen, ist für uns, für Menschen aus dem ehemaligen Ostblock, undenkbar. Neben der wunderbaren Wie-

ner Melange bleibt mir aus diesem Kaffeehaus die abgeschrammte Tür in Erinnerung, mit der andauernd jemand zu kämpfen hatte, bevor er begriff, dass sich nur der rechte Türflügel öffnen lässt, und zwar nicht nach außen, sondern nach innen.

Ins Café Bräunerhof ging ich wegen Thomas Bernhard, der vor der Aufführung seiner Dramen im Burgtheater immer hierher kam. Es war ziemlich voll, ohne recht begeistert zu sein, setzte ich mich ein Stück links vom Eingang, vom Gelächter mehrerer russischer Touristen in Jogginganzügen gestört, die ein großes Gelage hielten. Aber was soll's, dann kann ich die Schönheit eben nicht in nachmittäglicher Ruhe genießen, beim gelegentlichen Klappern von Besteck und Rascheln einer Zeitung, beim Umblättern auf die nächste Seite. Als er den Kaffee brachte, fragte ich den Kellner, wo Thomas Bernhard immer gesessen hat, und er antwortete mir, genau da, wo ich jetzt sitze. Ich war wie vom Donner gerührt, eine Gänsehaut lief mir von den Ellenbogen bis zu den Schulterblättern. „Nein, das ist kann nicht sein“, sagte ich, „ist das ein Zufall.“ „Zufälle gibt es nicht“, entgegnete er, und lachte ein wenig. „Schauen Sie da, auf das Foto da hinten, wenn Sie mir nicht glauben“, fügte er hinzu, und später, bei der Exkursion zur Toilette erkannte ich wirklich meinen Lieblingsautor im Profil, wie er links von der Eingangstür auf der Polsterbank sitzt, die ich vor einem Augenblick verlassen hatte.

Dafür hatte es den Anschein, dass ich das Café Central, von dem ich wusste, dass es die Hausadresse des Schriftstellers Peter Altenberg

war, niemals finden würde. Dann plötzlich tauchte es in seiner ganzen imposanten Größe und Pracht vor mir auf, von Kronleuchtern erhellt, voll mit Fremden und Einheimischen, mit der zentralen Theke voll von verschieden drapierten Desserts. Das Café hatte keine so verblichene Patina, wie die vorherigen, es wirkte wie eine kleine Kathedrale, die angefüllt war mit dem Duft von Kaffee und Süßigkeiten.

Zäsur

Während ich durch Wien streifte und meine Schüler eifrig mit dem Praktikum zugange waren, ging in Mitteleuropa schon das Coronavirus Covid 19 wie ein hungriger Wolf umher. Noch biss er uns nicht, noch wählte er niemanden von uns zu seinem Opfer, aber er wetzte schon seine Zähne. Unser gesamter Aufenthalt in der österreichischen Metropole war natürlich von der Angst vor einer Ansteckung gezeichnet. In der U-Bahn waren wir verunsichert, wenn jemand hustete, manchmal hatte jemand einen Mundschutz, meist die Asiaten, denen wir im Stadtzentrum begegneten. Im Hostel, in dem wir wohnten, war alles beim Alten. Das einzige, was wir konsequent taten, war uns die Hände zu desinfizieren.

Dieser Zustand hielt für uns bis zum 10. März an, als die Infizierten immer mehr wurden, vor allem in Italien, aber auch in Österreich, und noch dazu trafen unaufhörlich alarmierende Meldungen aus Tschechien ein, die meine Schüler ununterbrochen mit ihren Kommentaren versahen. Außerdem spielte unsere Heimatstadt Děčín mal wieder un-

erquicklich die erste Geige – sie hatte die ersten Infizierten in Tschechien, die aus dem Skiurlaub aus Italien zurückgekehrt waren, und zehn Tage später die ersten mit einem Bußgeld für das Nichtanlegen des Mundschutzes in der Öffentlichkeit bestrafte Bürger. Aber zurück nach Wien, etwas Ähnliches hatte ich schon lange nicht mehr erlebt, vielleicht die Situation um den 11. September 2001, mir wurde einfach allmählich klar, dass die Pandemie schon angekommen war und jeden genauso erbarmungslos beißen kann wie der oben erwähnte Wolf.

Im Zuge der allgemeinen Maßnahmen hatte sich das Hostel Hütteldorf komplett geleert, manchmal verirrte sich ein Tourist hierher, aber im Prinzip hatten wir den ganzen Speiseraum und die anderen Gemeinschaftsräume für uns. Wir wussten, dass unsere Rückkehr unerbittlich näher kommt, und der Beschluss der tschechischen Regierung über die Grenzschießung am folgenden Wochenende, an dem wir eigentlich nach Hause zurückkehren sollten, beschleunigte sie noch. Da rief mich dann schon unsere Schuldirektorin an, wir mussten uns neue Zugfahrkarten kaufen, die Panik nahm zu. Wir klärten alle unseren Aufenthalt betreffenden Angelegenheiten und am Freitag, dem 13. (wie symbolisch) gingen wir zum Bahnhof. Meine Schüler (neun Mädchen und ein Junge wohlgemerkt) waren im Ganzen okay, sie schleiften ihre vollgestopften Rollkoffer durch die Bahnhofshalle Hütteldorf in Richtung Fahrstuhl, der immer zwei bis drei von ihnen mit einem Mal aufnahm. Und da bekam ich einen weiteren Anruf, bei dem

die Direktorin mir mitteilte, dass wir alle nach der Rückkehr nach Hause in Quarantäne müssten.

Als ich das meinen Schützlingen bekannt gab, war ihr Weinen nicht mehr zu stoppen, wie Erbsen kullerten die Tränen über ihre geschminkten Gesichter, ihr ganzes Erwachsensein, das sie im Gestikulieren mit den Handys zur Schau stellten, fiel von ihnen ab, und plötzlich standen da ganz gewöhnliche Mädchen, aus der Bahn geworfen, weil sie ihre Freunde, Eltern und anderen Nächsten nicht sehen würden.

Auf dem Wiener Hauptbahnhof versuchte ich ihnen zu erklären, dass sie die Situation verstehen sollten, dass sie doch medizinisches Personal seien, aber ich goss nur Öl ins Feuer. Ich freute mich darauf, dass der ersehnte EC aus Graz kommen und wir nach Prag losfahren würden. Was auch geschah. Im Zug warteten wir auf eine Blutabnahme oder andere Kontrollen, aber nichts dergleichen passierte. Die Reise verlief ruhig, erst durch die mährische, dann durch die böhmische Landschaft bis in unsere Hauptstadt Prag.

Rückkehr nach Tschechien

Nach dem Umsteigen und der endgültigen Ankunft in Děčín übergab ich meine Schüler den Eltern und machte mich mit meinem Koffer auf den Weg nach Hause, das zum Glück unweit vom Bahnhof liegt. Auch für mich war die Quarantäne vorbereitet, in der Wohnung mei-

ner Schwiegermutter, die sich in unserem Hause eine Etage über dem Stockwerk befindet, in dem ich mit meiner Familie wohne. Ich schloss die Haustür auf, stieg mit dem Koffer in der Hand nach oben, fluchte leise, dass es hier keinen Fahrstuhl gibt und dachte an die schwarzen Knöpfe im Wiener Eichenhof, wo ich erst vor ein paar Tagen und gefühlt schon vor einer Ewigkeit gestanden hatte. Als ich an unserer Wohnung vorbeikam und die Stimmen meines sechsjährigen Eliáš und der zweijährigen Frída hörte, kamen mir fast die Tränen. An der Tür in der vierten Etage klebte ein Zettel von meiner Schwiegermutter, auf dem stand: „Ich grüße Dich, den Schlüssel findest Du unter der Fußmatte“. Ich schloss auf und trat ein in die vierzehntägige Einsamkeit.

Quarantäne

Erst in der Quarantäne holte mich die ganze vorangegangene Situation ein, zusammen mit der Erleichterung, dass ich meine Pflichten erfüllt und alle gesund und unbeschadet nach Hause gebracht hatte. Die Zeit in der Isolation zwang mich zu dem Innehalten, das ich schon seit mehreren Jahren gebraucht hatte. Als würde der Körper sagen, schlaf mehr, ruh dich mehr aus, widme dich nur dir selbst. Und so widmete ich die erste Woche der Lektüre von Romanen, die ich aus dem Internet herunter lud. Ich guckte aus dieser kleinen Wohnung mit dem großen Fenster, das für immer auf das Děčín-er Stadtviertel Letná blickte, wo ich als Kind aufwuchs, an der Hand meiner Mutter ging, den Kin-

dergarten besuchte, Fahrrad fuhr, vor der Grundschule Murmeln spielte.

In meine kindlich melancholischen Überlegungen hinein pulsierte die Musik der amerikanischen Nine Inch Nails, ich hörte die Hörbücher *Der nasse Fisch* von Volker Kutscher und *Die Blechtrommel* von Günter Grass, las Romane von Kazuo Ishiguro und mixte Radka Denemarková mit *Meine geniale Freundin* von Elena Ferrante. Auf der anderen Seite der Tür klopfen einmal täglich meine Liebsten und stellen mir das Mittagessen oder den Einkauf auf die Fußmatte. Die Tage waren meist sonnig, mit bläulichen Wolken am Himmel. Frostige Nächte hinterließen auf den Dächern weiße Frostsplitter.

Unten, unter den Fenstern scheint das Leben stehengeblieben zu sein, schon lange ist wegen Gasreparaturen die Straße aufgerissen, so höre ich in regelmäßigen Intervallen nur das Geräusch der vorbeifahrenden Autobusse. Das Theater ist geschlossen, manchmal sehe ich Bühnenarbeiter, die auf der Rampe hinten eine Zigarette rauchen. Gegenüber in der Apotheke ist emsiger Betrieb, überall laufen Menschen diszipliniert mit den Masken herum, die sie sich noch vor zehn Tagen nicht an sich hätten vorstellen können, und schon gar nicht, dass sie sie, vor allem in den ersten Tagen nach der Ausrufung des Notstandes, zu Hause nähen würden. Die Masken stellen für die Tschechen plötzlich eine Art neuer urbaner Mode dar, im Internet tauchen ständig neue Schnitte und Verbesserungsmöglichkeiten auf. Die Politiker sehen endlich wie Gangster aus, auf einer Webseite würdigte die Modepoli-

zei die weinrote Maske der slowakischen Präsidentin Čaputová, die aus dem gleichen weinroten Stoff genäht war wie ihr Kleid. Die Masken sind zu einem Symbol der ungewöhnlichen Solidarität des tschechischen Volkes geworden, was mich geradezu überrascht. Ja, die Menschen sind einander wieder nahe, sie begannen für die Polizisten und Feuerwehrleute zu kochen, manche backten für sie sogar Buchteln oder Kuchen.

Und aus dem Internet wälzten sich lawinengleich weitere Nachrichten zur Einschränkung des Lebens auf der Straße, zu den sich kumulierenden Ansteckungen in Italien, zu den Toten, die in den Gängen spanischer Krankenhäuser lagen, zur Zahl der Toten, für die die Leute fehlten, um sie zu begraben. Viele Menschen hatten den Ernst der Lage noch immer nicht begriffen, junge Deutsche in Berlin feierten Coronapartys, in den Parks wurde gegrillt, in der Londoner U-Bahn trug fast niemand einen Mundschutz und die Leute akzeptierten die Ausgangsverbote überhaupt nicht, eigentlich durften sie nur zur Arbeit oder zum Einkaufen. In Form dieser überwiegend ernsten und traurigen Nachrichten drängte sich die Außenwelt in meine geliehene Wohnung, in der ich mir nach sechsundzwanzig Jahren Berufstätigkeit eine kleine Oase der Einsamkeit schaffen konnte. Jeden Abend betete ich im Stillen, dass ich nicht wirklich das Coronavirus aus Wien mit nach Hause gebracht und meine Umgebung angesteckt hatte.

Die Tage flossen immer gleich dahin, neben der Lektüre arbeitete ich an meinem Erinnerungsbuch, klärte Dinge für die Arbeit, antwortete

auf Mails meiner Freunde. Außer einem Alkoholverbot hatte ich mir für diese vierzehn Tage auch ein absolutes Fernsehverbot verordnet, ein Verbot jeglicher visueller Kultur, einschließlich Filme und Serien auf Netflix.

In der letzten Nacht meiner häuslichen Quarantäne konnte ich beinahe nicht schlafen. Ich beobachtete meine Stadt, die ausgestorben zu sein schien. Die stillen, dunklen Häuser zeichneten sich bläulich in dem hügeligen Viertel vor mir ab, manchmal fuhr ein verirrtes Auto durch die dunkle Straße, wie ein Leuchtturm der unausgesprochenen Bedrohung strahlte der Aussichtsturm auf dem Děčín Sněžník rot am Horizont.

Morgens trank ich meinen Kaffee, packte meinen Sachen in den Koffer und begab mich eine Etage tiefer, um nach einem Monat meine Frau zu umarmen und meine kleinen Kinder zu herzen. Was für eine Erleichterung und Freude war es, wieder bei meinen Nächsten zu sein. Im Stillen spürte ich jedoch, dass die Zeit, die ich in Wien und anschließend in Quarantäne verbracht hatte, sich grundlegend in mein Leben eingeschrieben hatte.

Übersetzung ins Deutsche: Christina Frankenberg

Copyright: Tschechisches Zentrum Berlin 2020
<http://berlin.czechcentres.cz>